

Ruth Gütter

Der lange Weg der lutherischen Kirchen zur Überwindung der Apartheid

Als ich 1994 das erste Mal im Rahmen einer Partnerschaftsreise Südafrika besuchte, traf ich auf eine Gesellschaft und auf eine Kirchenlandschaft, die noch zutiefst von der gerade zu Ende gegangenen Apartheid geprägt war. Dass die Menschen nach Hautfarben getrennt in verschiedenen Wohngebieten wohnen und lutherische Christen nach Hautfarben getrennten Kirchen angehören, wusste ich zwar, aber es dann auch ganz konkret und hautnah zu erleben, war schon etwas sehr Verstörendes. Ich erinnere mich noch gut daran, dass ich mit einem Kirchenvorsteher der schwarzen lutherischen Kirche im Auto fuhr und er zusammenzuckte, als ich mich als weiße Frau einfach vorn neben ihn ins Auto setzte. Wenn überhaupt, dann saßen die Weißen hinten und die Schwarzen vorn. Auch das gemeinsame Ausgehen von schwarzen Gastgebern und weißen Gästen z. B. in ein Restaurant war für unsere Gastgeber noch etwas ganz Neues.

Beim nächsten Besuch vier Jahre später war die Familie als eine der ersten in der Kleinstadt gerade in das weiße Wohngebiet gezogen – eine Tatsache, die sowohl für sie als auch für die weißen Nachbarn eine sehr neue und auch angstbesetzte Situation war, sich aber schnell entspannte, als die Nachbarn schon bald mit einem Willkommenskuchen ihre Hilfe zum Einzug anboten. Abends jedoch irrte ich gemeinsam mit einem anderen Kirchenvorsteher eine Stunde mit dem Auto auf der Suche nach meinen Gastgebern durch das weiße Wohngebiet. Er, der schon seit vielen Jahren Lehrer in der Kleinstadt war, war einfach noch nie im weißen Wohngebiet des Ortes gewesen ...

Viermal habe ich in den 90er Jahren solche Partnerschaftsdelegationsreisen ins südliche Afrika geleitet und dabei viele intensive Begegnungen mit den Gemeinden und auch der Kirchenleitung der schwarzen lutherischen Kirche in der Cape-Orange-Diözese erleben können. Auf die Frage, wie



EKD-Delegation in Namibia und Südafrika (September 2008)

das Verhältnis zu den weißen lutherischen Kirchen sei, gab es zurückhaltende bis ablehnende Kommentare. Ein Zusammenschluss sei nur von einer Minderheit von beiden Seiten erwünscht, die Verwundungen durch die Zeit der Apartheid noch zu groß, als dass man sich einfach so zusammenschließen könne.

Als ich mich 2006 auf die Stelle der Referentin für Afrika und Entwicklungspolitik der EKD bewarb, wusste ich, dass ich es als Afrikareferentin vor allem mit den ehemals deutschsprachigen weißen lutherischen Partnerkirchen der EKD zu tun haben würde, und ich fragte mich, wie ich wohl damit klar kommen würde, nun mit der „anderen Seite“ zusammenzuarbeiten.

Die Doppelstrategie der EKD

Die Partnerschaftsbeziehungen der EKD zu diesen Kirchen waren in den vergangenen Jahrzehnten nicht unumstritten. Die Kritik aus den Reihen mancher Südafrikapartnerschaften ging dahin, damit würden einseitig die weißen Kirchen gefördert und die Apartheidsstrukturen befestigt – obwohl die EKD in ihren Gesprächen immer wieder



die Überwindung der kirchlichen Apartheid thematisierte. Den EKD-Partnerkirchen warf man vor, sich nicht deutlich genug von dem Unrechtssystem der Apartheid zu distanzieren. 1984 wurde deshalb die Mitgliedschaft von zwei der drei Partnerkirchen im lutherischen Weltbund für ruhend erklärt, von der EKD wurde 1988 nur eine vertragliche Übergangsregelung getroffen. Nach dem Ende der Apartheid jedoch wurde 1992 die Mitgliedschaft im Lutherischen Weltbund wieder aktiviert und 2003 schloss die EKD wieder langfristige Partnerschaftsverträge. Während der gesamten Zeit der Apartheid unterhielt die EKD gleichzeitig enge Kontakte zum Südafrikanischen Kirchenrat und unterstützte diesen – auch mit erheblichen finanziellen Mitteln – in seinem Anti-Apartheidskampf, was in manchen Gemeinden und Landeskirchen in Deutschland wiederum auf große Kritik stieß. Faktisch stand die EKD während der Zeit der Apartheid mit dieser Doppelstrategie – das Gespräch mit den

weißen Kirchen nicht abbrechen zu lassen und gleichzeitig die schwarzen Kirchen zu fördern – zwischen allen Fronten und zog sich abwechselnd die Kritik der einen oder der anderen Seite zu.

Der Wandel nach der Wende

Nach dieser bewegten Geschichte war ich nun beim Antritt meiner Stelle sehr gespannt, wie die Verhältnisse in und zwischen den lutherischen Kirchen im südlichen Afrika wohl jetzt, im Jahr 2007, aussehen würden.

Schon bei meinem ersten Besuch im Januar 2007 in Südafrika und im April 2007 in Namibia stellte ich mit Erstaunen fest, welch ein Wandel sich nur gut 15 Jahre nach der Wende in den Partnerkirchen in beiden Ländern vollzogen hatte. Der Anteil der nicht-deutschen und nicht-weißen Gemeindeglieder ist in vielen Gemeinden stetig gewachsen. Mehrsprachigkeit und Multikulturalität ist – besonders in den Großstädten – in vielen Gemeinden längst Alltag geworden. Gemeinden in und am Rande von Johannesburg bestehen schon zu 90 % aus schwarzen Gemeindegliedern und bilden damit die ethnische gesellschaftliche Realität ab. In den ländlichen Gebieten dagegen vollzieht sich der Wandel langsamer.

In Namibia bildeten die zwei schwarzen und die eine ehemals weiße lutherische Kirche im April 2007 sogar als ersten Schritt zu einer künftigen Vereinigung einen gemeinsamen Kirchenrat. Ein Ereignis, das mit einem großen festlichen Gottesdienst mit großer internationaler Aufmerksamkeit und Beteiligung gefeiert wurde, weil es für die Geschichte des christlich und lutherisch geprägten Landes (90 % sind Christen, davon die Mehrheit Lutheraner) einen großen Schritt bedeutet. Im April 2009 ist der gleiche Schritt von den schwarzen und ehemals weißen lutherischen Kirchen in Südafrika geplant. Einfach sind solche Vereinigungsprozesse nicht – und das nicht nur wegen der schmerzhaften Wunden der Vergangenheit, sondern auch, weil es zwischen den Kirchen große strukturelle und finanzielle Unterschiede gibt. Die Pfarrer/innen der schwarzen Kirchen verdienen z. T. nur ein Fünftel dessen, was ihre Kollegen in den anderen Kirchen verdienen. Die Strukturen der schwarzen Kirchen

sind wiederum wesentlich hierarchischer und episkopaler (bischöflich) geprägt als in den ehemals weißen Kirchen, in denen die Gemeinden und die Synoden viel mehr zu sagen haben. Es wird also trotz allen guten Willens, der bei allen Seiten vorhanden ist, noch dauern, bis sich gemeinsame Kirchen- und Gehaltsstrukturen bilden werden, die für alle praktikabel sind. Es wird sich dann auch die Frage stellen, wie es mit den Partnerschaften der deutschen Landeskirchen, der Kirchenkreise und der EKD zu den noch verschiedenen lutherischen Kirchen weitergehen wird, wie diese sich im Zuge der Vereinigungsprozesse neu ordnen werden. Hoffentlich wird dann auch die schon immer fragwürdige Rede von „unseren“ Partnern aufhören.

Auf dem Weg zur Einheit

Im September 2008 besuchte eine Delegation des Rates der EKD Namibia und Südafrika, um sich dort einen eigenen Eindruck von dem Wandel in den Partnerkirchen zu machen, aber auch um sich mit den Vertretern der lutherischen Schwesterkirchen zu treffen. Die Herausforderung durch HIV/Aids wie auch die Herausforderung durch die wachsenden charismatischen Kirchen waren weitere Themen, über die die EKD-Delegation mit allen besuchten Kirchen sprach.

Der Wandel, der sich in beiden Ländern in der Gesellschaft wie auch in den Kirchen vollzieht, hat die Delegation tief beeindruckt. Dabei wurden heiße Eisen, die die Gemüter immer noch erhitzen können, keinesfalls ausgespart. In Namibia z. B. diskutierte die Delegation das Problem der Landreform mit weißen Farmern sowie weißen und schwarzen Pastoren. Die weißen Farmer waren zunächst sehr skeptisch, weil sie befürchteten, dass ihnen mal wieder Menschen aus dem fernen Europa die einfachen politisch korrekten Lösungen präsentieren wollten. Als sie aber merkten, dass die Delegation keine Lösungen parat hatte, sondern ernsthaft wissen wollte, wo die Konflikte liegen und wie sie von den Menschen vor Ort gelöst werden, brach das Eis. Es stellte sich heraus, dass die Mehrheit der Farmer nicht nur einer ökonomisch vernünftigen Landreform zustimmt, sondern auch bereit ist, den schwarzen Neufarmern über Nachbarschaftshilfen und Mentoringprogramme beim Aufbau ihrer Farmen zu helfen. Auch zwischen den ehemals weißen und schwarzen Kirchen ist die Zusammenarbeit – etwa in der Theologenausbildung oder in Aidsprojekten – eng und gut. Übrigens gab

es in der kirchlichen Frauenarbeit eine solche Zusammenarbeit schon in Zeiten der Apartheid. Heute trifft man sich z. B. zu gemeinsamen Pfarrkonferenzen, arbeitet in den Kirchenräten gut zusammen. Die Einheit wächst also auch von unten. Zu den bewegendsten Momenten während der Ratsreise gehörte für mich persönlich, aber auch für die anderen Delegationsmitglieder die Teilnahme an einem Gottesdienst in Pretoria, in dem nicht nur mehrsprachig gebetet und gesungen wurde, sondern in dem in großer Selbstverständlichkeit schwarze und weiße Gemeindeglieder zum gemeinsamen Abendmahl gingen. Das hätte ich noch Ende der 90er Jahre nicht für möglich gehalten.

Gemeinsame Herausforderungen

Ich denke heute, dass bei aller berechtigten Kritik an der zu geringen Distanz der Partnerkirchen zu den Unrechtsstrukturen des Apartheidsystems die Doppelstrategie der EKD in den vergangenen Jahrzehnten – im kritischen Gespräch bleiben mit den Partnerkirchen und die Opfer des Systems unterstützen – die richtige Strategie war. Kein geringerer als Desmond Tutu, der in den schlimmsten Jahren der Apartheid der Generalsekretär des südafrikanischen Kirchenrates war, hat kürzlich anlässlich des 40-jährigen Jubiläums des Kirchlichen Entwicklungsdienstes den deutschen evangelischen Kirchen ausdrücklich für die moralische und finanzielle Unterstützung gedankt, die sie für den Anti-Apartheidskampf des südafrikanischen Kirchenrates geleistet haben.

Glücklicherweise hat sich die EKD nie beirren lassen – trotz mancher Austrittsdrohungen aus dem konservativen Lager –, sich klar auf die Seite der Opfer zu stellen und sie darin zu unterstützen, gewaltfrei, aber durchaus mit Mitteln des zivilen Ungehorsams für ihre Rechte einzutreten. Genau so unbeirrt war die EKD aber auch der Meinung, dass es besser sei, bei allen Differenzen an der Partnerschaft mit den ehemals weißen Kirchen festzuhalten und diese Verbindung für kritisch-konstruktive Gespräche zu nutzen, als die Partnerschaft zu beenden und die Partner in eine noch unversöhnlichere Position zu drängen.

Manchen in Deutschland erscheint das bis heute als nicht akzeptabel. Sie haben ihre klare Vorstellung davon, was politisch korrekt ist, wer auf der richtigen und wer auf der falschen Seite stand und steht. Und sie können – weil sie von ihren alten Feindbildern nicht lassen wollen – den

gegenwärtigen kirchlichen Versöhnungs- und Vereinigungsprozessen im südlichen Afrika leider nichts Gutes abgewinnen.

Dabei gibt es so viele Herausforderungen, die auf die Kirchen im südlichen Afrika warten, die eigentlich nur gemeinsam zu bewältigen sind. Die Herausforderung durch die Pandemie HIV/Aids z. B. oder die Tatsache, dass die pfingstlerisch-charismatischen Kirchen trotz einer oftmals sehr bedenklichen „Reichtumstheologie“ mehr Zulauf haben als die lutherischen Kirchen mit ihrem aus dem Evangelium gespeisten sozialen Engagement. Diese Fragen standen im Mittelpunkt vieler interessanter Gespräche während der Ratsreise. Auch die Sorge um die Situation in Simbabwe und die Frage, in welcher Weise sich die Politik und in welcher Weise sich die Kirchen dort einmischen müssen, um Hunger und Tyrannei zu überwinden.

Die Pfarrer und viele Gemeinden der ehemals deutschsprachigen Kirchen in Südafrika und Namibia haben sich inzwischen zum Handeln entschlos-

sen: Sie schicken seit Anfang des Jahres 2009 Hilfskonvois zu den lutherischen Gemeinden in Simbabwe, um dort ihren schwarzen Brüdern und Schwestern zur Hilfe zu kommen.

Die Zeiten im Leben der lutherischen Kirchen im südlichen Afrika haben sich in der Tat geändert.



Ruth Gütter

Oberkirchenrätin und Referentin für Afrika und Entwicklungspolitik der EKD

Verantwortlich wirtschaften

Börsencrash und Bankenkrise – die jüngsten Entwicklungen haben gezeigt, dass wir im Zeitalter der globalen Märkte nicht wie bisher weiterwirtschaften können. Billigökonomie und undurchsichtige Geldgeschäfte haben keine Zukunft. Deshalb wurde Ende 2008 im Gebäude des kirchlichen Zentrums für entwicklungsbezogene Bildung in Stuttgart die Konsumgenossenschaft COPINO eG gegründet.



COPINO eG Aufsichtsrat: Günter Koschwitz, Reinhard Hauff und Marlene Seckler (l. nach r.)

COPINO eG soll Verbraucher/innen motivieren, den öko.regio.fairen Handel aktiv mitzugestalten und zu stärken – mit ihrer Einkaufsmacht, ihrer finanziellen Beteiligung und ihrer Mitspra-

che als Mitglieder. COPINO eG führt Menschen zusammen, die sich für ein nachhaltiges Wirtschaften einsetzen möchten oder sich bereits in diesem Bereich im Handel, in Unternehmen oder in der Gastronomie engagieren. Ziel von COPINO eG ist es, neben einer Kette von bio.regio.fairen Läden ein regionales Handelszentrum aufzubauen, das Kommunen, Kantinen, Kirchen, Lebensmittel- und Weltläden beliefert. Als erster Schritt ist im Herbst 2009 ein bio.regio.fairer Pilotladen in der Stuttgarter City geplant, dem weitere Geschäfte in anderen Städten folgen sollen.

Info: Daniela Kirchner, Tel. 07 11 / 24 83 97-0, teamassistenz@kate-stuttgart.org